

Neujahrsempfang 2010

Neujahrsansprache von Bürgermeister Michael Pelzer

Ich darf Sie heute alle recht herzlich begrüßen. Und Sie werden mir nachsehen, dass ich davon Abstand nehme, einzelne zu begrüßen.

Das hat etwas damit zu tun, wie wir unseren Neujahrsempfang verstehen. Häufig sind Neujahrsempfänge ja das Zelebrieren von Eitelkeiten auf beiden Seiten.

Neulich habe ich eine Geschichte über Neujahr gelesen:

„Im alten Persien wollte ein König vor vielen, vielen Jahrhunderten das Neujahrsfest vorbereiten. Er wies seine Leute an: „Ich möchte, dass es ein wirklich königliches Fest wird. Die Gästeliste soll überquellen von illustren und vornehmen Persönlichkeiten. Die Tische sollen sich biegen unter Delikatessen und der Wein soll nur aus erlesenen Trauben und Jahrgängen bestehen. Die Mitarbeiter schwärmten aus und brachten aus allen Landesteilen nur das Köstlichste. Aber der König war nicht zufrieden zu stellen.

Im letzten Jahr habe ich ein durch nichts zu überbietendes Fest gegeben. Aber die ganze Stadt sprach nur von dem Fest bei Ramun, dem Maler. Da wurde getrunken und gelacht. Im Jahr davor war es dasselbe. Und ebenso im Jahr davor und davor. Einmal muss es mir doch gelingen, diesen Wurm zu übertrumpfen. Denn ich, ich bin der König. Ein Mitarbeiter, ein kluger Mann verneigte sich tief und fragte: „Mein König, habt Ihr je mit dem Maler Ramun gesprochen? Es muss doch einen Grund geben, warum die Leute sein Fest so lieben, obwohl sie in schäbiger Hütte ihre mitgebrachten Essen und den billigsten Wein trinken müssen“. Der König nickte stumm und sagte: „Gut, schafft mir diesen Ramun heran“. Und so geschah es. „Warum lieben die Menschen so dein Neujahrsfest?“ fragte der König. Worauf der Maler sagte: „Wir sind Freunde und brauchen einander – aber mehr brauchen wir nicht. Deshalb sind wir reich“.

Diese Geschichte hat mir deshalb gut gefallen, weil sie das ist, was auch wir mir unserem Neujahrsempfang bezwecken.

Es sollen alle die da sein, die sich unserer Gemeinde verpflichtet fühlen, die im Stillen oder manchmal auch etwas sichtbarer sich engagieren und sich einsetzen und zu unserem Gemeindeleben beitragen.

Wir wiederum wollen uns nicht selbst beweihräuchern, sondern wir wollen anregen zum – auch kontroversen – Gespräch, weil wir ein gemeinsames Ziel haben und uns vertrauen. Gut, Sie müssen Ihr Essen nicht selber mitbringen. Es ist auch nicht der allerbilligste Wein. Beim Bier gibt's sowieso keine großen Unterschiede.

Wir haben heute einen besonderen Neujahrsempfang und es ist auch eine andere Rede.

Es ist kein Konzept. Es sind Gedanken, die mich bewegen und über die ich Sie einlade mit mir im Dialog nachzudenken.

Lassen Sie mich ganz aktuell anfangen:

Dieser Tage stand das Ergebnis einer Umfrage des Miesbacher Merkurs in der Zeitung. Da war gefragt, was die wichtigsten 3 Ereignisse in den letzten 10 Jahren waren und es waren 5 positive und 5 negative Ereignisse aufgeführt. Die positiven waren z. B. die Einführung des Euros oder die Ansiedlung der Firma Hexal in Holzkirchen oder der Ausbau mit 45 Mio. des Sudelfelds. Die negativen waren, dass der Bruno erschossen worden ist, dass der Deutsche Orden pleite geworden ist und dass der Bau in Kaltenbrunn vom Hotel gestoppt worden ist.

Als ich heute die Ergebnisse gelesen habe, habe ich mich gefragt, was ist nur mit uns los?

Drei negative Ereignisse auf den ersten drei Plätzen:

- Brunos Erschießung,
- die Pleite des Deutschen Ordens und
- der Stopp von Kaltenbrunn.

Sind eigentlich nur, wie die Journalisten das sagen, „bad news“ „good news“. Suhlen wir uns gerne in den negativen Ereignissen? Auch das ist es, was mich nachdenklich macht.

Neujahrsempfang 2010

Was ist ein toter Bär gegen den Fall der Grenzen und Europas Vereinigung?
Was ist eine Insolvenz gegen die Schaffung von Hunderten von Arbeitsplätzen?
Was ist der kleinkarierte Stopp eines Hotels gegen ein touristisches Markenzeichen?
Manchmal wundere ich mich einfach.

Ich habe letztes Jahr auf das schwierige, vor uns liegende Jahr 2009 hingewiesen. Und ich hatte damals gesagt:

„Dieser Jahreswechsel ist geeignet, das kommende Jahr als Test für unsere Bürgerkommune zu begreifen. Wir wollen das neue Jahr selbstbewusst angehen – nicht überheblich – aber unserer Selbst bewusst. Das heißt, zusammenstehen im ganz normalen Leben, alle Tage – also im Alltag – zuversichtlich sein.“

Sie haben diese Bitte oder diese Aufforderung beherzigt. Sie haben es beherzigt, Sie alle, die heute hier sind, dafür danke ich Ihnen.

Eine Menge ist uns gelungen in diesem Jahr – mitten in der Krise.

Ob es die Baumaßnahmen in Wattersdorf, Holzolling oder Esterndorf waren oder die neue Bücherei, ob es der Christkindlmarkt war oder die Ergebnisse der Altenplanung. Ob es schließlich die Planung für den Klosteranger war und für die Entwicklung des alten Ortskerns von Weyarn ist oder das Freizeitzentrum von Seeham war, ob es ein gelungenes Jubiläum des Trachtenvereins Gotzing war oder die Gründung eines Fördervereins für die WeyHALLA. Ob es erneut Kleinkunsttage waren, Jugendkulturtage oder das Miteinander von Gemeinderat und Steuerungsgremium und, und, und...

Nichts ist von alleine gegangen. Hinter allem stand viel Arbeit und Geduld. Die Bereitschaft, alte Gewohnheiten aufzugeben, das Wissen um das eigene Leitbild und dessen Bedeutung, noch mehr Professionalität, ein großes Gemeinschaftsgefühl – all das kam dazu. Und Unzählige, die initiativ waren, Verantwortung übernommen haben, mitgemacht haben.

Machen wir uns nichts vor: Es wird im Jahre 2010 nicht einfacher.

Das Jahr 2010 – soviel wissen wir – wird zumindest, was die Rahmenbedingungen anlangt – die finanziellen – nicht besser. Vorgestern wurden die Zahlen genannt.

Manches hat die Krise nur überdeckt: Durch Abwrackprämie und durch milliardenschwere Konjunkturprogramme.

Jetzt kommt dazu die Bankenzurückhaltung. Die Insolvenzen steigen an. Auch wir sind nicht verschont geblieben. Die Kurzarbeit läuft aus. Arbeitslosenzahlen steigen.

Eine deutlich höher prognostizierte Arbeitslosigkeit lässt die Steuereinnahmen sinken – auf allen drei Ebenen, also beim Bund, beim Land und bei den Kommunen. Und da wir von Zuwendungen der beiden anderen Ebenen abhängig sind, beißen – wie üblich – den Letzten die Hunde, nämlich die Kommunen.

Manche haben's noch nicht kapiert.

Manche machen so weiter wie bisher.

Manche ziehen Wechsel auf die Zukunft unserer Enkel und Kinder.

Alles in allem:

Der Prüfstein ist wohl 2010 und 2011 (weil dann die Steuersituation die Gemeinde erst recht trifft) und nicht wie wir gedacht haben 2009.

Da nützt es nichts, den Kopf in den Sand zu stecken. Wer heute den Kopf in den Sand steckt, knirscht morgen mit den Zähnen.

Das heißt für uns: Noch mehr Professionalität. Politik muss man können, das ist lernen, ist Arbeit, ist Handwerk. Das wird in den Parteien viel zu häufig übersehen. Da meint man, wem Gott ein Amt gibt ... fromme Wünsche.

Neujahrsempfang 2010

Und deshalb möchte ich heute auch eine Lanze für den Gemeinderat brechen. Weil das Weyarner Kommunalgremium professioneller ist als manches Parlament (und das über viele Legislaturperioden hinweg). Warum? Dafür gibt es wesentliche Gründe:

- 1) Er hat den Wert der Bürgerbeteiligung frühzeitig erkannt als andere, weil er gewusst hat, dass der versammelte Sachverstand nicht in einem gewählten Gremium allein sitzen kann und auch nicht in einer Verwaltung, sondern dass es darum geht, so viele wie möglich Gutwillige mitmachen zu lassen, um ihr Können und Wissen auch zum Nutzen und zur Gestaltung unserer Heimat einzusetzen.
Dabei wird Bürgerbeteiligung oft völlig falsch verstanden (nicht Bürgerbegehren, Bürgerentscheid). Sie ist nicht der Wunschzettel der Bürger, sondern die Aufforderung: „Beteiligt Euch an Lösungen, statt über Probleme zu jammern“.
Dafür braucht's von Seiten des Gemeinderats die Bereitschaft, Plattformen zu zimmern, auf denen jeder, der mag, sich im Rahmen seines Zeit- und Wissensbudgets einbringen kann. Es braucht Regeln. Und es braucht die drei Zauberwörter, die für die Politiker offensichtlich zu schwer und für die Politik so wichtig sind: Sich einlassen – Zulassen – Vertrauen.
Damals ist gelächelt worden über uns. Heute ist diese Bürgerbeteiligung unser Alleinstellungsmerkmal und viele kommen zu uns – gerade deswegen. Und nicht vergessen: Mit diesem Pfund haben wir erfolgreich – auch finanziell - gewuchert und das tun wir weiter.
- 2) Der Gemeinderat hat frühzeitig dafür gesorgt, dass die Verwaltung die Umstellung der Finanzen auf die kaufmännische Buchführung statt der Kameralistik vorgenommen hat, wo andere immer noch zögern und wo viele in der Wirtschaft das überhaupt nicht verstehen. Ich lese ihnen einen kurzen Auszug aus einem Brief des Bayerischen Wirtschaftsverbandes vor:

„Trotz vieler Anpassungen informiert die über 450 Jahre alte Kameralistik nicht ausreichend über die Entwicklung öffentlicher Haushalte und Vermögen. Insbesondere erlaubt sie es nicht, den Wert und die Veränderungen des Realvermögens ausreichend abzubilden. Das erschwert es etwa, den nachteiligen Investitionsbedarf in öffentlichen Liegenschaften nachzuweisen und gegen anderweitige Ansprüche an kommunale Haushalte zu verteidigen. Auch für die Entscheidung, ob ein konkretes Projekt in öffentlich-privater Partnerschaft oder von einer Kommune alleine verwirklicht werden sollte, fehlen entscheidende Vergleichs- und Kennzahlen. Das bilanzielle Rechnungswesen – die Doppik – hat diese Nachteile nicht. ... Wir empfehlen sie Ihnen als ein Hilfsmittel auf dem Weg zu einer nachhaltig zukunftsgerechten Ausrichtung Ihrer Kommune.“
- 3) Der Gemeinderat hat erkannt, dass aus dieser Umstellung auch eine professionelle Steuerung nötig ist und er hat sich selbst immer mehr schlau gemacht, hat immer mehr gelernt, ist immer professioneller geworden. Er hat um die Bedeutung eines Leitbilds und von Leitzielen gewusst und es gemeinsam mit der Bürgerschaft entwickelt und immer wieder überprüft. Das gleiche gilt auch für die Verwaltung, die immer eng mit dem Gemeinderat zusammengearbeitet hat, nie als Bremser aufgetreten ist.
- 4) Der Gemeinderat hat frühzeitig erkannt, dass Bodenpolitik ein Steuerungsinstrument ist. Eigentlich ist es ja ganz einfach: Wir sind eine Gebietskörperschaft. Das heißt, wir definieren uns über Grund und Boden. Wir haben Planungshoheit, also wir beplanen die Nutzung unseres Bodens in jeder Hinsicht. (Das gilt nicht nur für Verkehrswege und Gebäude. Das gilt genauso für Ökologie, Wasser und Landwirtschaft. Das gilt für Freizeit und vieles andere.) Wenn man das weiß, weiß man auch, dass die Verfügbarkeit über Grund und Boden für Gemeinden ein wesentliches

Neujahrsempfang 2010

Steuerungsinstrument ist. Das haben schon unsere Verfassungsväter gewusst. Da geht es um ein bezahlbares Dach für junge Familien, um den richtigen Ort für Infrastruktur: Beispiel Sportgelände, Schule, Kindergarten, um Ökokonten, Geschäfte und Betriebe an der richtigen Stelle, um Freizeitanlagen, Naherholung (Mangfall, Leitzach, Taubenberg). In der Konsequenz wie der Gemeinderat von Weyarn diese Bodenpolitik definiert, und dann auch angewandt hat, in der Konsequenz gibt es wohl kaum eine andere Gemeinde. Deshalb haben wir seit 15 Jahren einen Geburtenüberschuss und ein vertretbares Wachstum.

Gleichzeitig hat er gewusst, dass es um die Anlegung eines Bodenvorrats geht. Statt Geld Boden als Rücklage und als Tauschware. Jetzt hilft's uns. Weil er diesen Bodenvorrat nicht einfach verramscht hat (ich meine jetzt inhaltlich, also mit irgendwelchen Gebäuden, die zwar Geld bringen, aber der Struktur nicht helfen), aber auch quantitativ nicht zu Hochpreisen verscherbelt hat. Nein, er hat gewartet bis es faire und qualitativ hochwertige Partner gibt, die mit uns gemeinsam die Strukturentwicklung Weyarns in einer schweren Zeit, jetzt positiv und ohne zusätzliche Kosten vorwärts treiben können.

⇒ Also doppelter Nutzen: Geldertrag + Strukturverbesserung.

- 5) Für jeden Gemeinderat hat das Amt Arbeit bedeutet, Lernen bedeutet, Wissen bedeutet. Dienst und nicht Hoheitsausübung.

Jetzt kommt normalerweise die Aufzählungen: Was war / was kommt.
Das spar ich mir für eine spätere Bürgerversammlung auf.
Zumindest das, was schon geschehen ist.

Heute geht es mir viel mehr um Inhalte. Um Werte?
Zwei Reden aus letzter Zeit haben mich beeindruckt.
Die erste:

- 1) Papst Benedikt XVI. hat in seiner Weihnachtsansprache auf die Krisenherde dieser Welt hingewiesen und er hat eine Antwort gegeben: „Wir, die Kirche“ – hat er gesagt – „sind die Antwort, weil die Lehre des Christentums – ernst genommen – all diese Krisen verhindert hätte“.

Dieses Wort „Wir“ ist wichtig. Es beschreibt auch unseren Weg in dem kleinen Kreis, in der kleinen Welt, wo wir Wirkung erzielen können.

Das Wir gegen das Ich setzen – darum geht es.

Es gibt ein schönes Wort: „Wir Menschen sind Engel mit nur einem Flügel. Um fliegen zu können, müssen wir uns umarmen.“

Lassen Sie mich bei diesen Gedanken ein wenig abschweifen in die sog. große Politik
Auch da geht's um das Wir.

- Darum – um das Wir - wäre es auch gegangen in Kopenhagen, wenn alle Staatschefs begriffen hätten, dass es um unsere Welt geht und wir keine zweite für unsere Kinder und Enkel im Kofferraum haben.
- Darum wäre es auch gegangen, wenn wir hier in Deutschland uns in die Situation der Soldaten (jedes einzelnen) in Afghanistan hineinversetzt hätten. Dann hätten wir gewusst, dass im Krieg Entscheidungen zu treffen sind. Von denen weiß man erst hinterher, ob sie richtig oder falsch sind. Das ist ja das Verbrechen von Krieg generell – dass du schuldig wirst – ganz egal, wie du dich entscheidest. Wenn das aber zu parteipolitischen Auseinandersetzungen gemacht wird, dann fehlt genau das Wir. Dann geht's nur ums parteiegoistische Ich.

Neujahrsempfang 2010

- Darum geht es auch in unserem Land, wo den Menschen Steuererleichterungen versprochen werden, die dann über die Erhöhung der Sozialabgaben gleich wieder eingesammelt werden sollen.
 - Darum geht es auch, wenn die Hybris (Größenwahn oder Großmannssucht) normale Menschen dazu verführt, Großmachtgefühle zu entwickeln und Steuergelder in Milliardenhöhe in den Sand zu setzen.
 - Immer ist es die gleiche Schablone: Das Ich siegt über das Wir. Und doch nutzen die Klagen nichts. Sie bringen uns nur in eine Spirale nach unten. Nein: „Ich bin unverbesserlich optimistisch. Ich glaube an das Gute im Menschen“ hat unser Erzbischof Reinhard Marx neulich gesagt. Dem sollten wir uns anschließen. Auch an seine Fröhlichkeit. Auch an seine Konsequenz.
- 2) Neben der Weihnachtsansprache des Papstes und der Zuversicht ausstrahlenden Worte von Reinhard Marx hat mich ein Vortrag des Zukunftsforschers Opaschowski genauso hoffnungsvoll gestimmt wie eine gleichlautende Studie der Bertelsmannstiftung.

Beide sehen einen Trend weg vom

- immer mehr
- immer größer
- immer weiter.

Die Menschen kommen zurück zu den kleinen Kreisen, den Familien, den Freundschaften, den Partnerschaften, Nachbarschaften

Weg auch vom Krieg der Generationen, hin zum Wissen auf die Notwendigkeit der Generationensolidarität. [Spielt auch eine Rolle für unsere Altersplanung]

Weg vom „viel haben“ hin zum „gut leben“ – wobei „gut“ ein qualitativer, kein monetärer Begriff ist. Gut heißt: ich fühle mich gut.

Weg von der mit Karrieredenken oft verbundenen Gefühlserschöpfung, burn outs und Tunnelblicken.

Also auch hier: weg vom Ich. Hin zum Du und damit auch zum Wir.

Ich denke, auf diesem Weg haben wir früh gemeinsam angefangen. Aber wir haben das Wir in unserer Gemeinde nicht nur in Sonntagsreden beschworen – wir leben es täglich und das sehen die Menschen von außen oft noch deutlicher als wir selbst und deshalb haben wir eine gute Zukunft. Wir erleben ja täglich, wie viel Engagement und Gestaltungswillen es bei uns gibt.

Erleben durch Euch, die Ihr heute hier seid. Die vielen Ehrenamtlichen. Die vielen, die im Stillen etwas tun. Die vielen, die kleine Schritte gehen und damit die Welt verändern.

Vielleicht stimmt sie ja doch, die Aussage, die uns eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, die uns seit einigen Jahren begleitet, gegeben hat.

„Ihr seid eine andere Gemeinde“.

Sie kommen viel herum – diese Wirtschaftsprüfer – und sie haben gemeint, so etwas wie uns gäbe es eigentlich sonst nicht.

Vielleicht liegt es einfach daran, dass wir drei ganz wesentliche Begriffe für uns als Grundlage unserer politischen Arbeit erkannt haben:

Das ist die Nachhaltigkeit.

Über sie wird viel gesprochen. Die Nachhaltigkeit kommt aus der Bürgerbeteiligung, weil Vater und Mutter ihren Kindern und Enkeln eine gute Welt hinterlassen wollen und deshalb nicht Wechsel auf die Zukunft ziehen, die die Kinder und Enkelkinder ausbaden müssen. Wir können's auch anders nennen: Verantwortungsbewusstsein.

Das Zweite ist Vertrauen.

Neujahrsempfang 2010

Nur wenn Gewählte und Wähler sich vertrauen, wenn wir uns aufeinander verlassen können. Wenn wir wissen, dass der andere bereit ist, auf die gleiche Augenhöhe zu gehen, wie wir selbst – nur dann kann etwas gelingen.

Und schließlich, wir wissen, dass wir steuern müssen. Politik kann nicht sein, es jedem Recht zu machen, jeden Wunsch zu erfüllen.

Steuerung ist Abkehr von Beliebigkeit. Abkehr von Stammtischpolitik (heute so/morgen so) und von Spezlwirtschaft. Steuerung ist das gemeinsame Zugehen auf unser gemeinsames Ziel, das wir selber miteinander erarbeitet haben. Wir nennen so etwas auch Leitbild.

Zu all dem gehört Mut. Nicht Heldentum, sondern Mut. Mut, alte Gewohnheiten aufzugeben, neue Wege zu gehen, ehrlich miteinander zu sein, Fehler zuzugeben, Mut vor dem Freund.

Mut - da habe ich ein Zitat von Victor Hugo auf einer Weihnachtskarte gelesen:

„Die Zukunft hat viele Namen: Für die Schwachen ist sie das Unerreichbare. Für die Furchtsamen ist sie das Unbekannte und für die Mutigen ist sie die Chance.“

Seien wir mutig. Nutzten wir unsere Chancen. Jeder auf seine Weise. Zum Wohle für unsere Gemeinde, für unsere Kinder und Enkel.

Und wir müssen wissen: Auch ein Einzelner kann viel bewegen. Die Welt ist wehrlos gegen das gute Beispiel. Und wer das nicht glaubt, dass ein Einzelner viel bewegen kann, der hat noch nie mit einem Moskito in einem Zelt übernachtet.

Also: **Mut ist Zukunft.**

Manchmal wird man auch einfach in eine Situation hineingestellt, die Einem Mut abfordert.

Mut ist auch Beharrlichkeit.

Wenn nichts mehr zu helfen scheint, schaue ich einem Steinmetz zu, der vielleicht 100-mal auf seinen Stein einhämmert, ohne dass sich auch nur der geringste Spalt zeigt. Doch beim 101. Schlag wird er entzweibrochen und ich weiß, dass es nicht dieser Schlag war, der es vollbracht hat - sondern alle Schläge zusammen.

Sie merken: Heuer habe ich aufgeschrieben, was ich so gedacht habe zum Jahreswechsel. Ich möchte Sie an diesen Gedanken teilhaben lassen. Ich wünsche mir Ihre Reaktion – auf manches auch, was nicht zu Ende gedacht ist.

Vielleicht denken Sie auch darüber nach – wie schnell uns falsche Begriffe beherrschen. Einer dieser Begriffe ist soziale Gerechtigkeit. Was ist sozial gerecht? Gibt es das überhaupt? Oder ist es ein Widerspruch in sich?

Ist soziale Gerechtigkeit, wenn alle das gleiche haben?

Und müssen Sie mit dem was Sie haben dann auch das gleiche tun?

Gerechtigkeit ist häufig nicht sozial.

Es gibt viele Menschen, die die ungerechte Welt beklagen und die fest überzeugt sind, dass sie wissen was Gerechtigkeit ist.

Sie übersehen oft, dass Gerechtigkeit ganz unsozial sein kann.

Sozial ist Teilen und sich beschränken können, auf die anderen achten oder auch einmal zurückstecken. Das sind heute weitgehend ausgestorbene Tugenden. Trotzdem kommen wir nicht ohne sie aus – sie machen den Umgang untereinander menschlicher – und das eben ist sozial, aber das muss überhaupt nicht gerecht sein.

Soziales Verhalten ist oft nicht gerecht. Wie schwierig das alles ist, zeigt uns die Geschichte vom Weinberg. Sie alle kennen sie.

In diesem Gleichnis sucht ein Weinbergbesitzer Arbeiter im Weinberg. Die einen beginnen in der Früh um 8 Uhr zu arbeiten und sie vereinbaren einen bestimmten Lohn. Mittags sucht der Weinbergbesitzer weitere. Sie beginnen um 12 Uhr zu arbeiten und sie haben den gleichen Lohn vereinbart, wie den, den die bekommen, die in der Früh schon angefangen haben. Schließlich nachmittags um 4 Uhr sucht er nochmals Arbeiter für seinen Weinberg und auch mit ihnen vereinbart er den gleichen Lohn. Das heißt, dass am Schluss der Arbeit alle die gleiche Summe ausgezahlt bekommen, egal, wann sie begonnen haben zu arbeiten. Das empfinden

Neujahrsempfang 2010

die, die in der Früh schon angefangen haben, als ungerecht. Der Weinbergbesitzer antwortet, dass niemand sich beschweren müsse, denn der Lohn sei jeweils mit jedem vereinbart worden. Unserem Gefühl von Gerechtigkeit entspricht das nicht. Wir meinen, gerecht sei, dass man für gleiche Arbeit den gleichen Lohn bekommt, dass wir aber für mehr Arbeit auch mehr Lohn bekommen müssen und umgekehrt.

Die himmlische Gerechtigkeit sagt, dass wir nicht vergleichen dürfen, sondern dass jeder das bekommt, was mit ihm ausgemacht ist.

Wie wäre es, wenn wir erfahren würden, dass die Fröharbeiter alle ledige und junge Männer waren, dass aber die, die später angefangen haben, Familienväter und -mütter waren, die drei oder vier Kinder zu versorgen haben? Würden wir es dann für gerecht halten? Das wäre dann wohl sozial, aber auch nicht gerecht. Der Begriff der sozialen Gerechtigkeit hat ein wenig den Geruch des Gleichmachens. Unsere Welt ist aber ungleich. Wofür wir sorgen müssen, ist, dass das Soziale stimmt.

Ich habe gesagt, es ist eine andere Neujahrsrede. Auch deshalb, weil es mir heute wichtig ist, zurück zu schauen.

Deshalb zurück zu schauen, weil es immer wieder wichtig ist, aus der Geschichte zu lernen. Das gilt gerade für schwierige Zeiten die vor einem liegen.

Zwei Anlässe waren es zudem:

In den letzten Wochen sind viele unserer alten Mitbürgerinnen und Mitbürger gestorben: Ich erinnere an: Kaspar Klein, Maria Schweinsteiger, Kurt Tüpke, Wilhelm Hofstetter, Freifrau Maria-Elisabeth von Luttitz, Anni Leuschner, Eva Joos, Dorothea Engel, Anna Notdurft, Ludwig Muschik, Johann Führer, Johann Stacheder, Therese Schnitzenbaumer und Theresia Pritzl-Kern. Viele Namen, die viel mit uns zu tun haben und:

Sie alle waren Zeitzeugen einer Zeit, die viele hier nicht mehr erlebt haben. Ich habe einen Teil der im Dezember 2010 herauskommenden Chronik des fünften Bandes unserer Chronikreihe gelesen. Nämlich das Kapitel „Weyarn unter dem Hakenkreuz – NS-Regime Kriegsende und erste Nachkriegszeit aus der Sicht von Zeitzeugen“.

Es war geplant, diese Chronik im Dezember 2009 herauszugeben. Es ist einfach nicht gelungen, die ganze Zeit von 1910 – 1950 mit der Qualität schon zu beschreiben, die wir als Erwartung an unsere Chronikreihe stellen. Ich bedanke mich bei Leo Wöhr und den Mitgliedern des Arbeitskreises Geschichte für die kluge Entscheidung, lieber ein Jahr zuzuwarten als über Wichtiges hinwegzugehen. Auch das zeigt unsere Qualität. Aber dieser kleine Teil von dem ich gesprochen habe ist fertig. Es ist Geschichtsschreibung aus erster Hand. Es ist Geschichtsschreibung nicht aus der Sicht der Regierenden und Mächtigen sondern aus der Sicht derer, die nicht an den Hebeln der Macht saßen. Vielleicht sollte man das unseren Politikern sagen. Dass es nicht darauf ankommt, ob sie in den Geschichtsbüchern stehen, sondern darauf, dass beschrieben wird, wie es den Menschen gegangen ist, wie sie gelebt haben und wie sie durch die Mächtigen oft in Schwierigkeiten gebracht wurden. Es ist Geschichtsschreibung, die von Hoffnungen und Zweifeln geprägt ist, die über die Verführbarkeit und Zwänge viel aussagt, die von dem Wunsch nach Leben und Überleben immer wieder erzählt, die aber auch deutlich macht, woher die Kraft zum Aufbauen unserer Zukunft durch die Generation unserer Eltern und Großeltern kam. Es waren Menschen, die mitten drin waren in dieser Zeit. Und ich freue mich, heute von den noch lebenden Zeitzeugen einige bei uns begrüßen zu dürfen: Gerda Michl, Antonie Ebner, Katharina Rummel, Elisabeth Fink, Johann Bauer, Rudolf Demhartner und Martin Obermaier.

Ich bedanke mich bei ihnen für ihren Mut und ihre Offenheit. Ich bedanke mich und habe hohen Respekt davor, dass sie mit ihren Aussagen über diese Zeit Hilfe und Stütze für kommende Generationen sind.

Ich weiß von meinem eigenen Vater, wie schwer es für viele war und ist, über diese Zeit zu reden – und jetzt lassen Sie mich einen Mann zitieren, der die ganze Zerrissenheit dieser Zeit in sich vereint: Willy Brandt:

Neujahrsempfang 2010

„Aus der Geschichte lernen ist wichtig. Wenn es ein Volk tut, geht es nie ohne Schmerz.“ Ihnen, den Zeitzeugen, möchten wir heute einen Vorabdruck dessen geben, was in diesem Chronikband im Dezember 2010 stehen wird. Den Vorabdruck des Teils, an dem sie mitgewirkt haben.

Natürlich: der kleine Hintergedanke ist, dass dem einen oder anderen noch etwas einfällt, was wir zusätzlich verwerten können. Jan Marbach wird anschließend etwas dazu sagen und Leo Wöhr wird die Vorabdrucke verteilen.

Vielleicht ist auch das ein wichtiger Mosaikstein unseres Gemeindelebens, dass wir vor der Geschichte nicht davonlaufen, sie ernst nehmen und daraus Schlüsse ziehen.

Nun, wenn Sie alle hier im Saal im Dezember dieses Buch kaufen und lesen, dann stehen wir wieder am Ende eines für uns als im Vorhinein als schwierig angesehenen Jahres. Eines K-Jahres (Krisen, Katastrophen). Und dann bitte ich Sie:

Denken Sie nach über unser Land.

Dann werden Sie auch darüber nachdenken, was alles schief läuft. Auch über die Heuchelei werden Sie nachdenken, die darin besteht, einerseits immer von Werten zu reden, andererseits aber täglich für viele Menschen das Leben dieser Werte unmöglich zu machen. Vielleicht denken Sie auch darüber nach, ob nicht die Parteien in unserem Land zwischenzeitlich nur noch ritualisierte Hahnenkämpfe aufführen, sich, wie Richard von Waitzäcker es gesagt hat, den Staat zur Beute machen statt in schwierigen Zeiten sich zusammenzutun und gemeinsam Lösungen zu suchen. Die Menschen nehmen es den Parteien nicht mehr ab, dass die einen immer Recht und die anderen immer Unrecht haben. Sie erwarten, dass nicht nach Proporz und Parteigesichtspunkten gehandelt wird, sondern dass dies nach Qualität und Fachkompetenz und Lösungsorientiertheit geschieht.

Vielleicht täte es „denen da oben“ ganz gut anstehen, wenn sie auf „die da unten“ etwas mehr schauen würden. Das hat manchmal etwas mit dem Blickwinkel zu tun:

Lassen Sie mich das an einer kleinen Geschichte erläutern:

Eines Tages erfährt Al Hafed von einem greisen Schriftgelehrten zum ersten Mal in seinem Leben etwas über Edelsteine. „Sie sind sehr wertvoll“ sagte der Alte. „Mein einziger Diamant, nicht größer als dein Daumen, ist so viel wert wie zwölf Bauernhöfe“.

Plötzlich fühlt sich Al Hafed als armer Mann. Arm, weil er auf einmal unzufrieden ist und wie der Erzähler dieser Geschichte, Russel Conwell, sagt, unzufrieden, weil er denkt, dass er arm sei.

Er verkauft Haus, Hof und Felder und begibt sich auf die Suche nach den geheimnisvollen Edelsteinen. Er schürft zunächst im eigenen Land. Erfolglos. Er zieht weiter nach Palästina und Ägypten. Er findet auch dort nichts. Durchstreift halb Europa. Und nirgends macht er sein Glück. Jahr um Jahr vergeht. Schließlich hat er all seinen Besitz aufgebraucht und ist bettelarm an der spanischen Küste gelandet. Dort steht er nun auf den Felsen an der Straße von Gibraltar, blickt mit leeren Augen in die Wellen und als eine große Woge heranrollt, stürzt er sich in einem verzweifelten Entschluss in die tosenden Wasser und versinkt für immer. Der Tod unseres glücklosen Helden ist nicht das Ende der Geschichte. Eines Tages nämlich führt der Mann, dem Al Hafed einst seinen Hof verkauft hatte, sein Kamel wieder einmal an die flache, halb ausgetrocknete Wasserstelle seines Gartens zur Tränke. Und weil in diesem Jahr die Trockenheit besonders groß ist, stupst und gräbt das Kamel mit der Nase im feuchten Sand um besser an das Wasser heranzukommen. Plötzlich sieht der Mann einen fantastischen Lichtblitz im Wasser. Auf diese Weise, sagt Russel Conwell, wurden die wunderbaren Diamantfelder von Golconda entdeckt.

Wäre Al Hafed zuhause geblieben und hätte in seinem Garten geschürft, auf seinen eigenen Feldern, seinem eigenen Terrain, er hätte Diamanten gefunden, ein ganzes Diamantenfeld.

Der Mensch, der sein Glück machen will, muss dazu nicht gleich in die Ferne schweifen. Sein Elan, sein Einsatz kann sich auch anders auszahlen. Es ist nicht schlechter, sich daheim auf die Suche zu machen als in der großen weiten Welt.

Neujahrsempfang 2010

Jeder von uns macht sich auf eine Suche. Nichts anderes ist ja unser Leben. Aber wie und wo wir uns auf die Suche machen, darauf kommt es an. Und ich bedanke mich bei Ihnen allen, dass Sie es hier tun, bei uns. Daheim.

Und weil wir Bodenhaftung haben, wissen wir bei uns in den Kommunen zwischenzeitlich, dass wir über die Gemeindegrenzen zusammenarbeiten müssen. Wir wissen, welche Werte die Vereine als ehrenamtliches Grundgerüst bieten. Wir wissen um die Notwendigkeit des Miteinanders. Wir wissen darum, dass in unserer kleinen Welt die große ihre Probe hält. Und dann sollten manche in der sog. großen Politik an den Optimismus des Erzbischofs von München und Freising denken. Dann würden Sie sehen, mit wie viel Leidenschaft und Fleiß und Bereitschaft, für den anderen da zu sein, tagtäglich unzählige Menschen das Fundament unseres Staates aufrecht erhalten – ohne im Rampenlicht zu stehen.

Dann sehen wir auch, dass es kein Geschenk ist, dass wir seit 64 Jahren im Frieden leben. Eine so lange Zeit hat es in einem Land wie dem unseren noch nie gegeben. Dass wir in dieser Zeit von Hungersnöten und Inflationen verschont geblieben sind. Dass in dieser Zeit der Wohlstand gewachsen ist, das alles hat ein Fundament. Und dieses Fundament liegt immer wieder dort, wo die Menschen um das Wir wissen.

Und so werden wir auch weiterhin unser Geld in Engagementprojekte stecken und nicht in Abwrackprämien. Und so werden wir weiterhin die Menschen nicht nur nach dem Ergebnis beurteilen, sondern auch nach dem guten Willen.

Uns so werden wir uns auch keine guten Vorsätze vornehmen. Denn sobald man davon spricht, was im nächsten Jahr geschehen wird, lacht der Teufel, ist ein japanisches Sprichwort. Meine Mutter hat das anders ausgedrückt: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Ich möchte Ihnen heute einen Wunsch mitgeben.

Auch den versuche ich, in eine kleine Geschichte zu kleiden.

Ein Freund von mir, der immer stolz darauf war, dass er Atheist sei, bekam schon im fortgeschrittenen Alter sein erstes Kind. Natürlich bekam es seine Frau. Als das Kind 2 Jahre alt war erklärte er mir tiefsinnig: „Michael, es gibt nur eine vernünftige Erklärung, warum einem Kind nichts passiert“. Auf meine lautlose Frage kam die Antwort: „Der Schutzengel“.

Davon handelt auch die Geschichte.

„Jemand kommt in den Himmel und sein Schutzengel setzt sich neben ihn auf die Wolke und sie gehen gemeinsam das Leben dieses Menschen durch. Es war ein sehr bewegtes Leben mit Höhen und Tiefen. Der Schutzengel zeigt ihm, dass sein Leben wie eine Spur durch den Sand ging. Die Fußspuren des Schutzengels sah man immer neben den Spuren des Verstorbenen. „Siehst du“ sagt der Schutzengel, „ich war immer bei dir“. „Ja – aber da, wo viel über mich hereingebrochen ist, wo ich fast verzweifelt war, da sehe ich nur zwei Fußabdrücke“ sagte der Mensch, der auf der Wolke saß.

Die Antwort des Schutzengels: „Das war die Zeit, als ich dich getragen habe“.

So wünsche ich Ihnen, dass Ihr Schutzengel Sie begleitet durch das Jahr 2010 und dass es nicht oft sein muss, dass er Sie trägt und dass Sie die Lebensfreude, die Zeit füreinander und die Liebe erfahren.